

## Mama Bocks Afrikaner

Von Ralf Leonhard, Wien in: WOZ, 23. September 2003

### **Österreicherin mit Zivilcourage: Eine rüstige Pensionärin trotz der Asylpolitik ihres Landes und weiss zumindest in Wien einen Teil der Öffentlichkeit hinter sich.**

Zu Mama Bock geht es über die Treppe ins Tiefparterre. Im Gassenlokal in der Wiener Zollergasse drängen sich etwa zwei Dutzend junge Afrikaner. Sie sitzen vor Computern, surfen im Internet oder palavern. Mama Bock ist für sie die Adresse in Wien. Ute Bock, eine zierliche grauhaarige Frau, erweckt auf den ersten Blick den Anschein einer soliden Beamtin. Bis zu ihrer Pensionierung vor einem Jahr arbeitete sie als Leiterin eines Gesellenwohnheims. Sie betreute dort Jugendliche in Berufsausbildung, ohne Eltern oder zuhause. Zu den einheimischen Jugendlichen kamen im Laufe der achtziger Jahre zunehmend Kinder von GastarbeiterInnen aus Jugoslawien und der Türkei hinzu. «Dann haben die Kriege begonnen», sagt Ute Bock, und immer mehr Flüchtlinge aus Bosnien, Serbien oder dem Kosovo suchten Unterkunft bei ihr.

1995 wurden auch die ersten Afrikaner im Gesellenwohnheim in der Zohmannngasse vorstellig, das sie damals leitete. Das Gesetz schrieb vor, allein einreisende, jugendliche AusländerInnen in Jugendheimen unterzubringen. SchwarzafrikanerInnen waren in Wien noch selten gesehene ExotInnen. Der Staat versprach, sich um die gestrandeten Jugendlichen zu kümmern und ihnen eine Ausbildung zu ermöglichen. «Dann hat man gesehen, dass es sehr viele sind», kommentiert Ute Bock trocken. Die Reaktion der Behörden: Sie versuchten, die unwillkommenen Gäste wieder loszuwerden.

Doch Ute Bock wollte da nicht mitspielen und begann sich den Anordnungen zu widersetzen. Schon in den sechziger Jahren hatte sie sich als junge Erzieherin im Sonderschulkinderheim in Biedermannsdorf mit den Vorgesetzten angelegt. «Viele ErzieherInnen in Biedermannsdorf prügeln die Kinder.» Sie setzte sich für die Kinder ein und blieb. «Vielleicht habe ich einen Vogel», sagt sie, aber als Beamtin im Rathaus zu sitzen und Dokumente zu stempeln, schien ihr keine Alternative.

Mitte der neunziger Jahre sah sich Ute Bock von der fremdländischen Klientel zunächst überfordert. Ihr Schulenglisch, das sie nach vierzig Jahren ausgraben musste, ermöglichte keine differenzierte Unterhaltung. «Aber die meisten konnten ein bisserl Deutsch. Das ging dann schon.»

Jugendliche in Frau Bocks Obhut bekamen eine Ausbildung verschafft. Schon damals fürchtete man im Innenministerium, die gute Behandlung könne weitere Flüchtlinge anziehen. Die Schützlinge der Frau Bock wurden ins Allgemeine Krankenhaus geschickt. «Mit Handwurzeltests wollte man nachweisen, dass sie schon über neunzehn Jahre alt seien.» Denn: Wer volljährig ist, muss in Österreich ins Flüchtlingslager und bekommt dort eben keine Arbeitsgenehmigung, keinen Sprachkurs und kein Fortbildungsangebot.

Mama Bock fragte nicht nach Alter und Herkunft der Flüchtlinge. Sie stellte auch keinen zur Rede, der angeblich aus dem Bürgerkriegsland Sierra Leone geflohen war, aber jede Woche Post aus Nigeria bekam. NigerianerInnen haben in Österreich kaum Aussicht auf politisches Asyl. Ein Teil des illegalen Drogenhandels liegt in Wien in Händen einer nigerianischen Mafia. Der Generalverdacht, Teil dieser Mafia zu sein, haftet allen NigerianerInnen an. Bei Flüchtlingen aus Nigeria sprach sich bald herum, dass es günstiger sei, sich als Angehöriger eines anderen afrikanischen Staates auszugeben. Das nigerianische Regime des Putschisten Sani Abacha nahm abgeschobene Flüchtlinge aus Europa gerne wieder zurück. Vielen drohten Prozesse, und wer im Ausland mit Drogen erwischt worden war, wurde in Nigeria nochmals bestraft.

### **Operation Spring**

«Wenn jemand eine vorläufige Aufenthaltsgenehmigung hat, kann das Sozialamt Sozialhilfe gewähren. Das ist eine Ermessensentscheidung.» Frau Bock hatte im Sozialamt Kontakt zu einer kooperativen Beamtin und konnte so für ihre Schützlinge zusätzliche Wohnungen anmieten, Monatskarten für die U-Bahn besorgen und ihnen ein bescheidenes Taschengeld auszahlen. Heute geht da nichts mehr, die Kontaktperson im Amt wurde durch eine andere ersetzt.

21 jugendliche Schwarzafrikaner lebten unter dem Schutz von Ute Bock im Gesellenwohnheim, als im September 1999 die Operation Spring wie ein Tornado über sie hereinbrach. Im Zuge einer Grossrazzia wurden in Wien willkürlich SchwarzafrikanerInnen festgenommen. Einige Monate zuvor, am 1. Mai 1999, hatte der Nigerianer Marcus Omofuma die Abschiebung durch Bundespolizisten nicht überlebt. Er erstickte an dem ihm aufgezwungenen Knebel. Österreichs Innenministerium stand unter Zugzwang und wollte beweisen, dass viele afrikanische AsylbewerberInnen in den Drogenhandel verstrickt seien. Operation Spring war ein Schlag ins Wasser: Gefunden wurde nichts. Dennoch kamen die meisten AfrikanerInnen erst Monate später wieder frei. «Die bunkern das Zeug irgendwo anders», hiess damals die Rechtfertigung der Behörden.

«Warum macht die Polizei so etwas?», fragte Ute Bock angesichts der 21 eingetretenen Türen im Gesellenwohnheim, der aufgeschlitzten Matratzen und demolierten Wandverkleidungen. «Das war völlig unnötig. Ich hätte ihnen alle Türen aufgesperrt.» Und mit ihrer vorjährigen Pensionierung verschwanden auch die jungen Afrikaner aus der Zohmannngasse. Die neue Leitung legt ihren Ermessensspielraum etwas anders aus. Darum mietete Mama Bock nun auf eigene Kosten 23 Kleinwohnungen an, um so zumindest einen Teil ihrer afrikanischen Schützlinge - darunter nun auch drei Frauen - dort unterzubringen. In der Regel teilen sich drei, manchmal vier Personen eine Zweibettwohnung.

Eine davon ist der 24-jährige Victor Ewrierhoma aus Nigeria. Mit seinem Landsmann Kelly Brown und dem aus Sierra Leone stammenden David Oko bewohnt er rund dreissig Quadratmeter eines früheren Schwesternwohnheims. Ihre Nachbarn sind Menschen, die in den nahe gelegenen Kliniken beschäftigt sind. Fernseher, Videogerät und ein Dutzend VHS-Kassetten bestimmen den Wohnraum. Die Stube ist aufgeräumt, der Kühlschrank leer. Victor kommt aus dem Süden Nigerias, wo die Ölförderung traditionell verfeindete Bevölkerungsgruppen noch stärker gegeneinander

aufbrachte. Sein Vater, so erzählt er, sei ein politischer Aktivist und wurde ermordet. Das Haus sei niedergebrannt und die Familie in alle Winde zerstreut. Wie er nach Österreich geschleust wurde, möchte oder kann er nicht genau rekonstruieren. Er würde gerne bleiben und in der Profiligas Fußball spielen. Da er jedoch keine ausreichenden Aufenthalts- und Arbeitspapiere besitze, nehme ihn kein Profiklub. So spielt er bei einem Regionalligaverein und hält sich dort fit. Den hat er mit seinen Toren bereits in die nächsthöhere Liga geschossen, bekommt aber dennoch nur 75 Franken pro Match und weitere 20 für jedes absolvierte Training.

«Ich solle mir eine Frau suchen. Wenn ich heirate, dann darf ich bleiben und arbeiten.» Tatsächlich ist die Eheschliessung mit einer Österreicherin für die meisten Asylsuchenden der einzige Weg zu einer Aufenthaltsgenehmigung, wie in den anderen europäischen Staaten auch. So streunt Victor mit seinen Freunden durch die Parks und spricht Frauen an, die seiner Meinung nach einsam aussehen. Er weiss schon: «Junge Frauen haben nie Zeit. Man muss sich an die reiferen halten.» Dabei passiert es häufig, dass Victor von der Polizei gefilzt oder zur Leibesvisitation aufs Kommissariat geschleppt wird.

### **Bock auf Bier?**

Ute Bock bekommt keinerlei öffentliche Unterstützung, obwohl ihre Arbeit eigentlich Sache der Behörden wäre. Unterstützt wird sie von der regierungskritischen Organisation SOS-Mitmensch.

Um die rund 15 000 Franken für die monatlich anfallenden Wohnungsmieten der Schützlinge von Mama Bock aufzubringen, haben zahlreiche Wiener Lokale eine Art Getränkesteuer erlassen. 68 Gaststätten führen drei Monate lang unter dem Motto «Bock auf Bier» pro Krügerl Bier (1/2 Liter) 15 Rappen an Frau Bock ab. Bis Ende September gibt es in Wien zusätzlich «Bock auf Kultur». Der Erlös aus Konzerten und Lesungen geht ebenfalls an das Selbsthilfeprojekt.

Ute Bock war weder verheiratet, noch hat sie eigene Kinder. «Ich bin einfach nicht dazu gekommen», behauptet sie. Fernweh? Habe sie nicht. In Afrika sei sie nie gewesen, auch verspüre sie nicht den Wunsch, den «schwarzen Kontinent» einmal aus nächster Nähe kennen zu lernen. An Einladungen fehlt es ihr indessen nicht. Doch: «Wenn es dort so schrecklich ist, dass man fliehen muss, warum sollte ich dann in solche Länder reisen?»

### **Strasser gegen Asyl**

Letzten Oktober erliess Österreichs Innenminister Ernst Strasser (ÖVP) eine Richtlinie, die Angehörige bestimmter Staaten pauschal vom Anspruch auf Asyl ausschloss. Mitte September konstatierte der Oberste Gerichtshof erneut, dass diese Verordnung rechtswidrig sei. Damit müssten etwa 20 000 Asylsuchende in Österreich wieder staatliche Leistungen des Bundes bekommen. Strasser arbeitet jedoch an einer weiteren Novelle zur Verschärfung des Asylgesetzes. Der Entwurf konnte vorerst durch die Fraktionen von SPÖ und Grünen gestoppt werden. Amnesty International beklagt, dass der Entwurf in nicht weniger als neunzehn Punkten gegen internationale Menschenrechtskonventionen sowie die österreichische Verfassung verstosse. So beabsichtigt der Entwurf der konservativen Bundesregierung, AsylbewerberInnen in zentralen Erstaufnahmehäusern zu internieren. Ein «ungerechtfertigtes Entfernen» aus dem Lager soll die Einstellung des Verfahrens nach sich ziehen. Innerhalb von 72 Stunden sollen Gremien über die Zulassung eines Asylgesuchs entscheiden, ein Recht auf Berufung wäre weitgehend abgeschafft. Abgewiesene AsylbewerberInnen kämen sofort in Ausschaffungshaft. Gottfried Köfner von der Wiener Delegation des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen bezeichnete das Vorhaben Strassers denn auch als «Asylverhinderungsgesetz». rld